

Solidarität

Nr. 18 · 37. Jahrgang

Berlin, den 2. Mai 1931

Die Weltarmee der Arbeit

Zum 1. Mai

Achtzehn Millionen Kämpfer stehen in Reih und Glied der gewerkschaftlichen Internationale.

Achtzehn Millionen Soldaten, in freiwilliger Disziplin geschult, schlugen ihre Zelte auf in allen Ländern der Erde.

Sie sind die Vorhut der wahren Kultur, der Gerechtigkeit, des Gewissens.

Sie wissen, was sie wollen:

die Arbeit zu erlösen aus der Knechtschaft des Mammons, sie mit Achtung und Würde zu adeln;

die Selbstherrschaft des Volkes, den sozialistischen Staat zu proklamieren und die Produktionsmittel als Besitz der Allgemeinheit zu erklären;

die Verständigung der Völker untereinander zu fördern und so die Ursachen der Kriege zu entwurzeln;

die Gemeinschaft schaffender Stände zu bauen wider die Unkultur kapitalistischer Selbstsucht;

die Erzeuger der Werte zu heben aus Demut und Knechtseligkeit zu Selbstbewußtsein und Menschenwürde;

die Erkenntnisse der Wissenschaft, die Errungenschaften der Technik dem geistigen und leiblichen Wohlergehen eines jeden Menschen dienstbar zu machen.

Die Weltarmee der Arbeit marschiert durch alle Länder der Erde. Keine Grenze hält ihren Vormarsch auf. Nicht Elend und Vernichtung folgt ihren Spuren, sondern Friede, Freiheit und Wohlstand.

Die Weltarmee der Arbeit ringt standhaft mit einem Feind, dem noch alle Machtmittel dienstbar sind. Sie wird aber diese Machtmittel zerbrechen, sie wird siegen, weil sie die Sache der Gerechtigkeit, die Beglückung der Menschheit vertritt. Unablässig, unaufhaltsam wird sie wachsen, bis die Stunde der Entscheidung schlägt.

Die Weltarmee der Arbeit wird die rote Siegesfahne aufpflanzen auf dem Berge der Zukunft: das ist unser Glaube. Sie ist unsere Hoffnung, unsere Zuversicht, die uns im Kampfe um das edelste Ziel der Menschheit nicht erlahmen läßt. Ihr wollen wir in unserem Verbands dienen, jetzt und immerdar!

Victor Kallnowski



Aus der Mappe »Gealchere« von Artur Stadler

Kampfgelöbnis zum 1. Mai

Die weisevolle Stimmung, in der das Fest der Arbeit am 1. Mai von den breiten Massen gefeiert wird, weicht in diesem Jahr der Empörung, von der die Massen in aller Herren Ländern in Europa wie in Übersee erfüllt sind. Am 1. Mai wird die Arbeit gefeiert, die allein der Gesellschaft Werte schafft, und heute stehen mehr als zwanzig Millionen Arbeiter, fähig und willig, Werte zu schaffen, beschäftigungslos beiseite. Sie und ihre Familien sind bitterer Not preisgegeben.

Was hat das Proletariat in dieser Lage zu tun? Wie einfach und verlockend ist das Rezept, das da empfohlen wird: das empörte Proletariat soll die Fesseln des Kapitalismus mit Gewalt abstreifen, den Kapitalismus mit bewaffneter Hand abschaffen und an dessen Stelle die sozialistische Wirtschaftsordnung einrichten mit ihrer planmäßigen Verteilung der Wirtschaftskräfte und ihrer ausgleichenden Gerechtigkeit in der Einkommensverteilung! Wie starke gewalttätige Antriebskräfte für die revolutionäre Umwälzung der Wirtschaftsordnung schafft die Empörung über die kapitalistische Miswirtschaft! Indessen ist die sozialistische Arbeiterbewegung gekennzeichnet durch das Verantwortungsgefühl gegenüber dem Proletariat. Durch gründliche Untersuchung der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Machtverhältnisse müssen die Voraussetzungen einer Umwälzung geprüft, deren Erfolgsaussichten abgewogen werden, wenn die proletarischen Kräfte nicht in unreifen Futtsücheln verbräutet werden sollen.

Prüft man diese Voraussetzungen zunächst in der sozialen Schichtung der Bevölkerung, so kann man wohl die Erstarkung der antikapitalistischen Kräfte in vielen Ländern feststellen. Eine nähere Betrachtung bringt jedoch die enttäuschende Feststellung, daß dieser neue Juchrom antikapitalistisch gesinnter Schichten zunächst noch keine Kräfte für die Erringung des Sozialismus bringt, da diese Schichten dem Sozialismus vielfach noch feindlicher gegenüberstehen als dem Kapitalismus. Die in ihren Lebensgrundlagen erschütterten Bauernmassen, die sozialen Zwischenschichten der Kleingewerbetreibenden, ein großer Teil der Angestellten, der im Gegensatz zu seiner wirtschaftlichen Degradierung — ja gerade deswegen — das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer gehobenen Klasse nicht aufgeben will, und ebenso ein großer Teil der Beamten — alle diese Schichten sind heute noch weit davon entfernt, als Kämpfer für den Sozialismus in die Reihe zu treten. Mächtige kapitalistische Kräfte sind am Werke, diese Gruppen vor den Wogen des Kapitalismus zu spannen und die neu aufgetauchten antikapitalistischen Gruppen zur Bekämpfung des Sozialismus und damit zur Verstärkung der Macht der Kapitalistenklasse auszunützen. Es gehört zu den wichtigsten, aber auch den schwersten Aufgaben, den Widerstand dieser Schichten zu bekämpfen und sie dem sozialistischen Gedanken zu gewinnen.

Auch leiden jene einfachen Vorstellungen über die baldige Überwindung der kapitalistischen Wirtschafts-

ordnung außer unrichtiger Einschätzung der Machtverhältnisse auch unter falscher Beurteilung wirtschaftlicher Möglichkeiten. Die kapitalistischen Kräfte werden gewöhnlich unter schätz, die eigenen Kräfte vielfach überschätzt. Die Annahme, der Kapitalismus sei am Ende seines Latens, er müsse unter den Verlusten dieser schweren Krise zusammenbrechen und somit müsse die gegenwärtige auch die letzte kapitalistische Krise sein, und das daraus folgende Verhalten, abseits von den Geschicknissen zu stehen und den Kapitalismus seinem Schicksal zu überlassen, bis sein Zusammenbruch einträte — diese Annahme unterschätzt die Fähigkeit des Kapitalismus, sich veränderten Verhältnissen anzupassen. Die Anstrengungen des Kapitalismus, sich mit heiler Haut aus der Krise zu retten, können zum Mindesten für diese Krise noch einen Erfolg haben. Auf der anderen Seite ist es eine Überschätzung der eigenen Kräfte, zu glauben, daß die in einem bestimmten Land vom Proletariat im Sturm eroberte Wirtschaft bei der Größe der weltwirtschaftlichen Verflechtungen und inmitten einer feindlichen Umwelt auf die Dauer ohne weiteres beherrscht werden kann. Die bedingungslose Übertragung des sowjetrussischen Beispiels auf hochentwickelte Industriekänder, bei welchen die Voraussetzungen in den entscheidenden Punkten ganz anders liegen, kann diesen Irrtum über den Reifegrad einer Bewegung aufkommen lassen.

Noch dürfen uns diese Einsichten nicht entmutigen, vielmehr müssen sie uns zeigen, wo unsere nächsten Aufgaben liegen. Wir befinden uns heute in der Periode des organisierten Kapitalismus, in der die Selbststeuerung (Automatismus) der kapitalistischen Wirtschaft nicht mehr besteht. Das „freie Spiel der Kräfte“ ist in entscheidenden Gebieten der Wirtschaft beseitigt. Die kapitalistische Organisation der Wirtschaft konnte jedoch die Krise nicht verhindern, sie hat sogar zu ihrer Verschärfung erheblich beigetragen. In seinen Schwierigkeiten ruft jetzt der organisierte Kapitalismus den Staat um Hilfe an, er möge ihm durch Zölle und andere Subventionen, durch drastische Beeinflussung des Außenhandels und verschiedene andere Maßnahmen zu Hilfe kommen. Der Staat, der diese Hilfe leistet, treibt damit die Organisation der Wirtschaft um einen Schritt weiter, gleichzeitig verschlechtert er jedoch das Los der Arbeiter als Produzenten und als Verbraucher. Die Aufgabe der Arbeiterklasse liegt nun auf diesem Gebiet; sie muß ihren politischen Einfluß stärken, einen Kampf um die Macht im Staat führen. Sie muß eine Organisation der Wirtschaft durch den Staat durchsetzen, die die Gefahren der kapitalistischen Organisation der Wirtschaft abzuschwächen oder zu beseitigen vermag. In diesem Kampf um den Staat muß die Sammlung und die Stärkung der proletarischen Kräfte erfolgen, der sozialistische Gedanke Anziehungskraft bei den dem Proletariat benachbarten Schichten gewinnen. Erst am Ende dieses Kampfes um den Staat steht die Verwirklichung des Sozialismus.

und Stärkung der Massenkraft. Die zur Arbeitszeit gemachten Vorschläge der Gutachterkommission betrachten wir nicht als eine Lösung, da von ihnen weder eine Arbeitszeitbeschränkung in dem nach der Lage des Arbeitsmarktes erforderlichen Ausmaß, noch eine ernsthafte Bekämpfung des Doppeldienstvertrags erwartet werden kann.

Selbst wenn es gelingen sollte, die Arbeitslosigkeit einzudämmen, bleibt die Sicherung der Arbeitslosenunterstützung eine vordringliche Pflicht des Staates. Wir betonen ausdrücklich, daß uns weitere Einschränkungen der bereits ohnedies stark reduzierten Leistungen oder eine weitere Einengung des Personenkreises in der Arbeitslosenversicherung völlig untragbar erscheinen. Wir warnen vor der Einführung von Reformen, die nur Abbau und Auflösung der Versicherung bedeuten können. Dagegen erscheint uns dringend notwendig die Schaffung einer einheitlichen Arbeitslosenversicherung für alle Arbeitslosen, die keine Versicherungsansprüche haben. Wir betonen erneut die Notwendigkeit, öffentliche Mittel in größerem Umfang für die Unterstützung der Arbeitslosen bereitzustellen, wenn die zur Verfügung stehenden Beiträge und Statummittel zur Deckung der Lasten nicht ausreichen.

Im Gebiet der sonstigen Sozialversicherung ist die Sanierung der knappschaftlichen Pensionsversicherung ein dringendes Gebot. Entschieden abgelehnt werden muß aber der Gedanke, diese Sanierung durch die Inanspruchnahme anderer Versicherungswege zu bewerkstelligen, deren eigene finanzielle Lage im Gegenteil alsbaldige Hilfsmaßnahmen notwendig machen wird. So weisen wir erneut auf die bedenkliche Entwicklung der Finanzen der Invalidenversicherung hin, für die ebenfalls alsbaldige Sanierungsmaßnahmen erforderlich sein dürften, um wenigstens die heutigen, an sich schon unzureichenden Renten zu gewährleisten.

Zu der von der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände geforderten Reform der Unfallversicherung erklären wir ausdrücklich, daß wir die Wünsche der Arbeitgeber fastlich in allen Punkten ablehnen. Nicht Abbau, sondern im Gegenteil Ausbau der Unfallversicherung, namentlich soweit die Erweiterung des Kreises der entschädigungspflichtigen Berufsrisikofälle in Frage kommt, ist dringend erforderlich.

Wir weisen die Regierung und gleichzeitig die Öffentlichkeit noch einmal darauf hin, welche ungeheuren Opfer die deutsche Arbeitnehmerenschaft in der Vergangenheit bereits auf sich genommen hat. Einweiserin einseitig gegen die Interessen der deutschen Arbeitnehmer gerichtete Politik muß zu schwersten sozialen Kämpfen und zu größter politischer Beunruhigung und Bitterkeit führen. Wir erwarten, daß die Regierung sich dieser unabwehrbaren Tatsachen bei ihren Beratungen bewußt bleiben wird.

Subiel Brot!

Die Weltgetreidekonferenz in Rom kann als ein Symbol für die heutigen Zustände gewertet werden. Die Konferenz war von allen wichtigen Staaten des Erdballs mit Einschluß Sowjetrußlands besucht. Die Vereinigten Staaten waren diesmal wegen einer Verärgerung ferngeblieben. Aus dem starken Besuch darf bereits gefolgert werden, welches Interesse die Agrarkrise der Welt beansprucht.

Im Vordergrund der Beratungen stand die Frage der Überproduktion. Wie außerordentlich die Getreideerzeugung gestiegen ist, geht aus folgenden Ziffern hervor: In den zurückliegenden fünf Jahren betrug die Weltgetreideernte im Durchschnitt 960 Millionen Doppelzentner gegen 822 Millionen Doppelzentner im letzten Vorkriegsjahr. Die Getreideerzeugung ist also um rund 17 Prozent gestiegen, während die Bevölkerung der Welt nur eine Zunahme von 13 Prozent verzeichnet. Da auch aus den Geschmackswandlungen und anderen Gründen der Getreideverbrauch pro Kopf von 65,9 Kilogramm auf 63,2 Kilogramm zurückgegangen ist und viele Menschen trotz der gewaltigen Überproduktion sich nicht satt essen können, müssen naturgemäß die Vorräte gewaltig answellen. Die Vorräte in den wichtigsten Exportländern Kanada, Vereinigten Staaten, Argentinien und Australien betragen im letzten Jahre 114 Millionen Doppelzentner gegen 50 Millionen Doppelzentner 1927.

Auf der Konferenz wurde stark Stimmung dafür gemacht, dieser Vorratsbildung mit einer Einschränkung der Produktion zu begegnen. Dies wurde jedoch abgelehnt und eine neue Tagung auf den 18. Mai festgelegt, wo über die Verteilung der Vorräte und zukünftigen Entleerungshilfen beraten werden soll. Diese Konferenz soll in London stattfinden. Ein kritischer Delegierter meinte, daß, wenn der Brotverbrauch in Europa und Asien sich dem Bedarf gemäß erhöht, das Gleichgewicht zwischen Produktion und Verbrauch hergestellt sei. So ist es. Man schaffe die Möglichkeit, daß die Getreideverbraucher sich satt essen können, und jeder überschüssig wird verschwendet sein.

Stroß in der Notzeit

Genau Beobachtungen über die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Europäer haben zu der Tatsache geführt, daß die europäische Bevölkerung an Körpergröße zunimmt und die Gesundheit immer besser wird. Der heutigen Generation geht es trotz Wirtschaftskrise und sonstigem besser als ihren Vätern und Großvätern. In Holland hat man bei den Militärrekruten seit einem halben Jahrhundert die Erfahrung gewonnen, daß die Menschen immer größer werden. Man hat sich deshalb entschlossen, das Mindestmaß für Rekruten von 155 auf 160 hinaufzubrüden. Bei drei Fünfteln der holländischen Bevölkerung übersteigt die Körpergröße schon 1,70 Meter. Der BBC. bemerkt zu dieser Meldung folgendes:

„In Deutschland hat man während der ganzen Dauer der allgemeinen Wehrpflicht diese Erfahrung gleichfalls gemacht; weder die vielgeschmähte Verstärkung und Industrialisierung, noch selbst die Folgen des Krieges haben daran auf längere Zeit etwas ändern können. Wir würden erkaunt sein, könnten wir sehen, wie schmächtig im Vergleich zu ihren heutigen Altersgenossen die jungen Männer waren, die 1813 in den Freiheitskrieg zogen; es läßt sich nachweisen. Und noch größer wäre die Verblüffung beim Anblick der Ritter und Knappen des Mittelalters, deren Harnische, man hat es erprobt, jedem gut gewachsenen Europäer von heute zu eng sein würden. Die jetzt lebende Menschheit ist körperlicher, weil besser genährt und „erträglicher“, als in irgend einer nachprüfbareren Vorseit. Es geht ihr also, trotz allem, auch besser.“

Es kann gar nicht bestritten werden, daß die heutige Lebensweise der Menschen zur Gesunderhaltung und Erhaltung sehr viel beiträgt. Dies liegt nicht zuletzt auch an der Ausbreitung des Sports und der Sportmöglichkeiten. Die Gewerkschaften haben nicht gering zu dieser Entwicklung durch die Verkürzung der Arbeitszeit beigetragen.

Eine Warnung der Gewerkschaften an die Reichsregierung

Die Bundesvorstände des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes und des Allgemeinen Freien Angestellten-Bundes haben am 23. April an den Reichstanzler Dr. Brüning und an das Reichsministerium folgende Klage eingereicht:

Die unterzeichneten gewerkschaftlichen Spitzenverbände geben hiermit ihrer Besorgnis über die ungemein schwierige wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiter- und Angestelltenklasse Ausdruck.

Die Politik der Regierung, Löhne, Gehälter und Preise zu senken, hat nicht zu einer fühlbaren Linderung der Wirtschaftskrise geführt. Nicht entfernt ist die Senkung der Preise in dem Maße erfolgt wie die Senkung der Löhne und Gehälter. Infolge des hierdurch entstandenen Verlustes an Realeinkommen und Kaufkraft der Konsumentenmassen kann die Wirtschaftskrise in Deutschland nicht zu beschleunigterem Ablauf kommen. Noch immer sind daher mehr als 4,6 Millionen arbeitslos. Eine tiefergehende Vorlage beherzigt die gesamte deutsche Arbeiter- und Angestelltenklasse.

In dieser Notzeit ist nun gar bereits in einer größeren Anzahl Städte der Brotpreis erhöht worden. Wir erheben hiermit scharfsten Protest gegen diese Verteuerung wichtiger Lebensmittel, die schnellstens rückgängig gemacht werden muß, wenn nicht noch größeres Elend kommen und damit eine gesteigerte Erregung im deutschen Volk Platz greifen soll. Als wichtigste Aufgabe der nächsten Zeit sehen wir die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Versorgung der Arbeitslosen an. Deshalb erneuern wir unsere Forderung nach durchgreifender Verkürzung der Arbeitszeit durch allgemeine Durchführung der 40-Stunden-Woche für alle Berufe unter Erhaltung

Der weiße Kuli

Reiseindrücke eines Aufwärtlers auf einem deutschen
Afrikadampfer.
Von Fritz Heß.
Copyright durch: Verlag „Das neue Geschlecht“,
Frankfurt am Main 3.
Unberechtigter Nachdruck (auch auszugsweise)
verboten!
(Fortsetzung.)

Die Art des „Kohlens“ war eines der unvergeßlichsten und furchtbarsten Bilder auf dem „Schiffschiff der Arbeit“, die ich je gesehen habe: Zwei Kaufleute sind an das Bunterloch angelegt. Die Reigen der Negers stehen bereit. Jeder hat einen runden Korb, der etwa bis 30 Pfund Kohle faßt — und dann geht's los: Im Handumdrehen ist der Korb gefüllt, ebenso schnell auf die Schultern gehoben — marisch, marisch den Sieg hoch, ausgeklippt, den anderen Steg wieder hinunter und dann das selbe Spiel — stundenlang. Alles Tempo, Tempo. Im Augenblick ist alles in einen undurchdringlichen, flimmernden, qualenden Staub gehüllt, da die Kohlen freigezogen sind. Aber dieser Szenario lagert die afrikanische Sonne, die durch ein Brennglas so fengig scheint. So entleert sich schließlich die Atmosphäre hier, die im wahren Sinne des Wortes zum Ersticken ist, wenigstens für uns Europäer.

Die Schwarzen aber machen weiter ihren „Run“, trotz Staub, Hitze und Last.

Nur hin und wieder wirft mal einer unter seiner Last her einen Blick nach oben, wo die Weißen stehen und zugucken. Und dieser Blick aus den dunklen, wilden Gesichtern, auf denen durch Kohlenstaub und Schweiß sich eine häßliche Kruste gebildet hat, die diese Physiognomien noch grauflüchter macht — dieser Blick ist alles eher als beruhigend. Es ist der Blick — das Blutunterlaufene Weiße dieses Auges macht ihn dazu — eines wilden, zornigen Tieres, das erdrückt wird von einem Koloß, dem es zu schwach ist, um zu widerstehen. Weiße dem Koloß, wenn er sich eine Blöße gibt, bevor er seinen Widerstand erduldet, „erledigt“ hat. Es wäre sonst möglich, daß auch ihm von dieser vergewaltigten Bestie Wunden geschlagen werden, an den Neger aber, der mächtige Koloß, zugrunde gehen könnte.

Und — allgemein gefragt — ist dieser Blick vielleicht ein Menelekel-aphrasen für uns Kolonien raubende Europäer, das uns zu denken geben soll?

Ja, und dann sei noch einiges gesagt über die Kleidung usw. dieser Hafenkulis. Durch das Klima bedingt, wäre es eigentlich nicht nötig, daß diese schwarzen Gentlemen sich um Bekleidungsfragen kümmern. Laufen sie doch auch im Wusch fast nackt herum, sogar ohne Kopfbedeckung. Das will etwas heißen in einem Lande, wo die Sonne durch ein Brennglas scheint; ein Weißer würde sich unter dieser Sonne ohne Hut oder Tropenhelm einen prächtigen Gehirnhals holen.

Im allgemeinen ziehen die Schwarzen an, was auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Kleidungsstück hat.

Einer dieser Hafenkulis hatte als einziges Bekleidungsstück ein weißes Beinkleid an (mit Spinnweben) — weiß der Teufel, wo er es ausgegabelt hat. Der Anblick genügte, um ein „weißes“ Jwerdell zum Erschlittern zu bringen. Ein anderer folierte mit einem abgelegten Damenhut herum, der von abenteuerlicher Façon war. Die einzige „Garnierung“ war eine überdimensionale Fadenscheibe, welche dazu diente, dem Negerboy einen durchaus gläubhaften räuberromantischen Anstrich zu geben.

Natürlich sieht man da unten im Süden auch Schwarze, die in tadellosen Sackanzügen rumlaufen oder in blütenweißen Tropenanzügen, knipptropen Kragen mit hypermoderner Krawatte, „Kreislänge“ (Strohhut meine ich), Lackfuss und Stöckchen.

Es ist keine feine Eleganz, sondern mehr „Gigerktum“ und „Diktuerie“. Man merkt auch gerade an diesem über-eleganten Gehabe des Niggers mit Gelde den Mann mit der Kultur, die noch in den Kinderstufen steht.

Das äußerste Extrem zu diesem „Aegerigerer!“ sind die Leute auf dem Kai, die in der Regel so gekleidet sind: alle Kohlen, Zunder, Soda- oder Salzfäße dienen als Kleidungsstücke. In das geschlossene Ende des Sackes wird ein Loch geschitten, durch das der Kopf gesteckt wird. An den Seiten werden gleichfalls ein Paar Löcher hineingefrägt; die Armlöcher. Dieses ebenso elegante wie praktische Habit vereinigt in sich Rod, Weste, Mantel, Krage und Schlops (man könnte die Neger beneiden!) Als „dessous“ nimmt man ebenfalls einen Sack; der Boden wird aufgetrennt, man schlüpft hinein und befestigt ihn mit einem Bindfaden oder einem Stück Draht über den Lenden. Da dieser „Polster“ bis auf die Erde reicht, so erübrigen sich auch Schuhe und Strümpfe. Zur Vervollständigung der Eleganz dient noch ein, auch aus Sackstoff fabrizierter Hut, dem man die Form eines „Käppis“ gegeben hat, also mit zwei Spitzen ohne Schirm, an der vorderen Spitze sitzt eine lustige Trödel.

Eine Gegenüberstellung des afrikanischen und des europäischen Proletariats könnte zu dem Resultat führen, daß der Lebensstandard des ersteren erheblich unter dem des letzteren stünde. Man läßt sich nur leicht von der Primitivität des Lebens der Schwarzen täuschen. Es ist wahr, wenn der Neger weißes Brot, einige Kupfermünzen und allenfalls eine Zigarette hat, dann ist er der glücklichste Mensch auf Gottes weitem Erdboden, und seine Arbeit ist ihm zu schwer, zu lang und zu dreckig, um diese drei Teile zu erlangen. Er hat seine eigene Hütte mit Drum und Dran — er braucht nicht mehr.

Und der weiße Proletarier? Ist er auch zufrieden mit einem Brot, mit Kupfergeld und Zigarette? Nein — und er kann es auch nicht. Warum kann er es nicht? Nun, weil er kultivierter ist als der Neger. Das ist richtig, nur hat der Proletarier am wenigsten Anteil an dieser zunehmenden Kultivierung. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Lebensverbesserung kommen ihm soviel wie gar nicht zugute. Sein Streben ist nun also, auch dieser Fortschritte der Zivilisation teilhaftig zu werden, und ist denn das Leben des Proletariats ein immerwährender Kampf mit der Differenz zwischen seinen Begierden und der Erfüllung derselben. Je höhergepaunter also die Wünsche sein werden, desto heftiger wird auch der Kampf sein.

Hierin ist also der Grund zu suchen, weshalb die freundliche Vitalität und so der Lebensstand des schwarzen Proletariats immer höher ist als der des weißen.

Die Spanne zwischen Begierde und Erfüllung beim Schwarzen ist dank seines niedrigen kulturellen Niveaus eine verhältnismäßig kleine, daß von Kampf im obigen Sinne kaum die Rede sein kann und also auch nicht von Unzufriedenheit.

Rouenco Marques — Portugiesisch-Afrika. Eine der materichsten Hafeneinfahrten der Ostküste Afrikas. Jah abfallende Steinriffe, Roterde, Hänge mit lastigem Grün, hier und dort die weißen Tropenhäuser — ein schöner Anblick.

Die Stadt selbst: nun, war man in Lissabon, und nicht gerade in den elegantesten Vierteln, denkt sich noch hinzu afrikanische Dreieckigkeit und Primitivität, so kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie es in einer portugiesischen Kolonie aussieht. Straßenbeleuchtung unter allen Kanonen, viele Straßen schreien direkt nach Hals- und Beinbruch. Die einzigen sauberen Läden sind deutsche.

Ein ansehnlicher Teil der Stadt ist auf Nepp und Gaunerei eingestuft. Bar neben Bar mit bemalten Girls zur Aufreizung der Sinnenlust der Seeleute. Da die Preise nach deutschen Verhältnissen gerechnet horrend sind, so machen die meisten Bars einen recht toten Eindruck.

Der Bahnhof mit seiner prächtigen Architektur paßt eigentlich gar nicht in dieses wenig ansprechende Milieu hinein.

In Beira, ebenfalls Portugiesisch-Afrika, hatten wir die Hälfte unserer Reise beendet; ein paar Tage waren wir ohne Fahrgäste — es wurde Landurlaub erteilt. Morgens um 9 Uhr zogen wir los, fünf Mann hoch, mit „Abenteurerlust“ geladen bis unter die ungeliebten Tropenhäute, die schon eher kleinen Negerhütten gleichen. Wir ließen uns an Land gehen, weil der „Kaffen“ auf der Reede lag, hielten an der Pier den Zollbeamten mit den olivgrünen Gesichtern unsere Stulkenpaquete unter die Nasen und „ergriffen“ uns in die Stadt. Selbstverständlich hatten wir kein Interesse, in diesen laubigen, sonnendurchfluteten Straßen herumzustreifen wie heimtückische Hunde, sondern wir wollten ins „Smere“. Wenn es ging, fahrenderweise.

Beira weist eine „komfortable“ Straßenbahn auf mit „Fernverkehr“. Diese „Bahn“ bestand aus Feldbahngleisen, befahren von Gefährten, die man bei uns als „Loren“ oder „Sunbe“ bezeichnen. Antrieb: 1 MS (Menschenstärke). Diese Fuhrunternehmer schienen aber unter der Hitze gelitten zu haben, denn sie forderten Fahrpreise, für die man bald das ganze Fuhrunternehmen hätte kaufen können mit totem und lebendem Inventar.

Also: laufen. Na, zuerst macht das ja auch allerhand Spaß, jeder hatte das größte Wort. Wir sangen, daß uns die Nigger mit Recht für nicht normal hielten. Nach und nach nahm aber die Hitze zu. Alles blendete und flimmerte, das Gehirnwasser fing an zu kochen und das In-Sande-Herumlaufen wurde verdammt mühsam. Schließlich kamen wir in einem kleinen Negerdorf an. Die Eingeborenen brachten uns keine Ovationen dar, sondern betrachteten uns mit unerschrockenem Mißtrauen (man muß wohl von unseren freundschaftlichen Absichten nicht ganz überzeugt gewesen sein). Natürlich ließen wir uns dadurch nicht abhalten, in jedes Häutchen unsere neuerzogenen Nasen hineinzustechen.

Neben den charakteristischen kegelförmigen Negerhütten aus Pfählen und Palmstöß hatte man auch regelrechte „Wochenendhäuser“ gebaut: jentrecht vier Wände mit Dach; die Wände aus Flechtwerk, beworfen mit Lehm, Dreck usw. Das Mobiliar war im allgemeinen recht wenig komfortabel. Hier und da sah man eine zerbrochene eiserne Bettstelle — gewissermaßen als „Hausheiligum“.

(Fortsetzung folgt.)

Waffenstillstand

Die nachfolgende Szene ist dem in „Bühnenkreise“, Berlin, SW-11, erschienenen Roman „Vorher, Derhahn“ von Erich Hermann entnommen. Preis 4,80 M. für Mitglieder Sonderpreis.

Der Kompaniechreiber, der sich sonst immer seinen Zug Erben auf die Schreibtische bringen ließ, trat selbst in Reith und Glied bei der Gulaschkanone an. Er versicherte immer und immer wieder, daß Punkt zwölf die Einstellung aller Feindseligkeiten erfolge.

„Schwindel!“ erklärte der Mustetier Klose und stieß dem Gefreiten die Faust gegen den Rücken. „Weihnachten 1914 sollte das erstmal Schluß sein. Und? ... He?“

Der Kompaniechreiber nahm den Stob geduldig hin, drehte sich um und reichte Klose das Zigarettenetui hin: „Lang zu!“

„Donnerwetter!“ meinte Klose verblüfft. „Es wird doch erst! Du ... ich nehme“ mit noch eine als Friedensspeise ...

„Nimm doch alle!“ sagte der Gefreite und trabsie los. Keiner der Leute ging in die Scheune. Man wirgte die Erben herunter, sah nach der Uhr, koppte einen Kanter Brot hinterher, sah wieder nach der Uhr, rauchte, verglich die Zeit, sah gegen den Himmel, ob Flieger schwirrten, legte das Ohr auf den Erdboden, horchte, tauschte Vermutungen aus, äußerte Zweifel, ging auf das Feld, das ein wenig anstieg aber keine weiße Feindspitze bot, stritt sich, schrie auf: „Jetzt ist's zwölf Uhr!“

„In drei Minuten!“ schrie ein anderer aufgeregt. „Weine Uhr geht genau!“

„Eine Minute drüber!“

„Deine Zwiebel!“

„Es läuft auf achtzehn Rubinen.“

„Hört ihr was?“

„Es hämmert noch.“

„Das ist in der Küche!“

„Berrück!“

„Nichts zu hören ...“

„Ohr auf die Erde legen ...“

„Nichts?“

„Nichts!“

Die auf dem Felde Stehenden kamen nach der Comagne Terme.

„Keine Einschläge mehr ...“

„Wirklich?“

„Keine Rauchwolken.“

„Verdammt! ... Wirklich?“

„Du ...“

„Wenn das wahr wäre! Wenn ...“

„Und was kommt nun?“

Der Kompaniechreiber Knaack kam auf den Hof gelassen. Er hatte nicht einmal die Mühe auf.

„Waffenstillstand! Waffenstillstand!“ schrie er. „Die Scheiße hat ein Ende.“

Die Leute mochten den Feldwebel gut leiden. Es war bekannt, daß er einigen Kompaniechreibern, die jeweils neu zur Kompanie gekommen waren, die Herausgabe von Mannschaftsrationen an Butter und Fleisch für die Offiziersküche entschieden verweigert hatte.

Das rechnete man ihm hoch an. Mehr noch, daß er selbst nichts Besonderes und Heißeres für sich beanpruchte.

Seinweil, ein ostpreussischer Landarbeiter, der etwas beschränkt war, stand auf, ging auf den Feldwebel zu und

sagte treuherzig: „Ich bedank' mich schön, Herr Feldwebel, aber wie wird's jetzt mit meinem Urlaub? Ich war bei dem nächsten Schmutz dran ...“

Er brachte das alles in seinem breiten ostpreussischen Dialekt vor, stotterte auch noch heftig dabei, so daß alle hell aufschrien.

„Jetzt gehen wir alle auf Urlaub!“ vertröstete Feldwebel Knaack.

„Surra!“ schrie Menke, der Berliner.

„Friedensspeise anrauchen!“ kommandierte im schnarrenden Tone der kleine Porini, ein Hütenassistent, der als Ausbund von Luftigkeit galt und alle möglichen Stimmen imitiieren konnte. „Mal herhören! Flügel rechts und links im Kreise um mich herumzucken ... marsch, marsch! Fißler, du Schwein! ... Du hast wieder noch eine Erbe von vorgefem im Bart! ... Stillgeblieben, wenn ich mit dir rede! ... Nimm den linken Mundwinkel beim Klauen tiefer! ... Keule! ... Der Krieg ist nun leider zu Ende ... Wir haben alle Siege gewonnen und dabei den Krieg verloren. Aber das kommt, weil der Gschwich die rechte Schulter immer zu tief getragen hat und Gefreiter Blumenthal wieder den Hosenknopf offen hat. Solche Schweinereien verbitte ich mir für die kommende Friedenszeit! Verstanden? ... Vor allem beim Eingange durch das Brandenburger Tor werden mir vor Majestät die Beine rausgeschmissen! Die Herren Offiziere bitte wegretzen! Die Mannschaften werden sich eingeln auf der Schreibtische. Mannschaften erhalten Leutnantsgehälter. Unteroffiziere werden wie Hauptleute, Spieße wie Majore entlohnt. Wer noch nicht verumdet ist, hat zwei Jahre nachzudenken! Wer ... Standen? ... Nun an Stelle des in Preußen üblichen Eselstischgefanges: „Nun danket alle Gott“, singen wir jetzt: „In ... Hamburg, da bin ich gewesen!“

„Alles lachte hell auf. Peterknecht hatte sich inzwischen vor-sichtig hinter Hugo Porini auf allen vieren niedergebückt. Rothmeister, der stramme Köhler, gab Porini, der glänzend einen früheren ungeliebten Kompaniechreiber kopiert hatte, einen kräftigen Stob vor die Brust, daß er rückwärts über Peterknecht lugelte.“

Was mancher nicht weiß

Von Gotthard Brodt.

Die ersten Letztern, mit denen gedruckt wurde, bestanden aus gebranntem Ton und waren eine Erfindung des Chinesen Bi-Scheng, der sie bereits im Jahre 1041 herstellte. Einige Jahrzehnte später wurden sie dann aus Zinn und schließlich aus Porzellan gefertigt. Vordem kannte man in China nur den sogenannten Blockdruck, bei dem die Typen nicht beweglich waren. Auch das älteste gedruckte Buch, das wir kennen, das „Diamant-Sutra“, das schon im Jahre 868 erschienen ist und von dem französischen Professor Pelliot in einer Höhle bei Lunhuang in Turkestan gefunden wurde — ist ein solcher Blockdruck.

Die Statistik ist keine Erfindung moderner neuzeitlicher Staaten; denn schon die ältesten Völker, die wir kennen, waren mit ihr vertraut. Die ältesten Statistiken, die aufgefunden wurden, stammen von dem alten Sumern, einem Volk, das lange vor den Babylonern und Ägyptern in Mesopotamien ansässig war. — Auch die Herrscher der alten Inka in Südamerika sowie die der Azteken in Mexiko ließen genaue Statistiken über die in ihren Reichen wohnenden Menschen, deren tote und bewegliche Habe usw. aufstellen und vereinigen sämtliche Statistiken wieder in einer großen Zentraltabelle.

Erst 700 Jahre nach ihrer Erfindung wurde die Papierherstellung durch kriegsgefangene chinesische Soldaten außerhalb Chinas bekannt. Bald darauf wurde auf Befehl des berühmten Kaisers Hanan XI Kaschi die erste außersichinesische Papierfabrik in Bagdad eröffnet, während die zweite einige Zeit später in Damaskus mit der Papierfabrikation aus Lumpen begann.

In den Papierfabriken der Welt werden alljährlich ungefähr 3000 Quadratkilometer Waldholz zu Papier verarbeitet; das ist fast noch einmal soviel wie im Jahre 1913. Deutschland steht heute in der Papierherzeugung der Welt an dritter Stelle.

Amerika besitzt in seinen alten Zeitungen eine dauernde Einnahmequelle; denn es exportiert sie. Monatlich werden ungefähr 3000 Tonnen über den Stillen Ozean transportiert, von denen mindestens 80 Proz. nach China kommen. Im Jahre verdienen die Amerikaner durchschnittlich an 800 000 Dollar an ihren alten Zeitungen, die in den Wohnländern hauptsächlich zu pyrotechnischen Zwecken benutzt werden.

Unabhängig und frei

So muß ich sein. Und ich kann nicht anders. Und ich will so sein. Und was ich erkenne, das will ich auch finden allen. Und was mich bewegt, soll auch alle bewegen, daß alle Welt von einem großen Gedanken getragen wird.

„Wahrhaft unabhängig ist nur, wer eine Notwendigkeit im eigenen Wesen trägt“, schrieb der Philosoph Rudolf Eucken. Unabhängig sein, heißt, eine Überzeugung haben, von einer Überzeugung befreit sein.

Sie muß wüßten in uns, die Überzeugung. Sie dürfen wir zu lieben und zuhig sein. Sie muß uns quaden. Sie muß in uns drängen. Und nur wenn wir in uns erleben, daß da etwas hebt und zittert und will, nur dann fühlen wir uns. Sind wir innerlich da. Notwendig mit unserem Wesen. Hat die Welt uns — eine Kraft des Werdens und Strebens und Kampfens — vorwärts.

Unabhängig sein, heißt, eine Überzeugung verspüren und diese Überzeugung besitzen und vertreten aus unwillkürlichem innerem Drang. Nur wer sich einsetzt für das, von dem er durchdrungen, ist Kraft des Fortschritts und des Aufstiegs.

Erkenne und besinne und wirb! Sei überzeugter Kämpfer! Und du wirst in dir die Reime dieser neuen Freiheit. Und du ahnst den heiligen Sinn der neuen Ordnung des Zusammenlebens. Daß in ihr in höchster Unabhängigkeit des freien Wesens sei — der Mensch. Dr. Gustav Hoffmann.

